



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

ANJA JONULEIT

DAS  
NACHTFRÄULEIN  
SPIEL

ROMAN

dtv

Von Anja Jonuleit  
sind bei dtv außerdem erschienen:  
Novemberasche (21703)  
Der andere Tod (21667)  
Neunerlei (21326)  
Herbstvergessene (21540)  
Die fremde Tochter (eBook 41659)  
Der Apfelsammler (21679)  
Rabenfrauen (26104)

Figuren und Handlung in diesem  
Roman sind frei erfunden.



Originalausgabe 2018  
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos  
von akg-images/mauritius images/Peter Cornelius  
Lektorat: Beate Schäfer  
S. 492: »Das Nachtfräuleinspiel« in der Fassung von Ernst Meier,  
*Deutsche Kinder-Reime und Kinder-Spiele aus Schwaben*  
Gesetzt aus der Adobe Garamond 10,75/15,  
der Grand Central Light und der French Script  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26199-9

*Für meine Tochter Laura,  
die sich intensiv in diese Geschichte eingefunden hat  
und der ich viele wertvolle Hinweise und Anregungen verdanke*



# TEIL I





*Eine Mutter hat viele Kinder, die schlafen.*

**Liane van der Berg, Donnerstag, 6. April 2017**

Liane van der Berg verbrachte die halbe Nacht lesend. Das war nichts, was sie sich selbst ausgesucht hatte, sondern ein Phänomen, mit dem man es in ihrem Alter eben zu tun bekam. Mit bald 69 war der Schlaf wie ein verzärteltes Gör, das sich schon beim ersten scharfen Ton in sein Schneckenhaus zurückzog und dort für den Rest der Nacht blieb. Verfluchter Lauf des Lebens. Sie hatte sich vor dem Schnarchkonzert ihres Mannes in Gesines altes Zimmer zurückgezogen, das nun als Gästezimmer diente, aber auch das hatte nichts genützt. Zwar war es hier im Zimmer still, aber dafür hörte sie das Geräusch des Windes nun umso lauter. Er ließ das Gerüst rings ums Haus ächzen und knacken, was für Liane fast so klang, als schliche draußen jemand herum und lauere nur darauf, dass sie das Licht löschte, um ins Haus einzudringen. Es war ihr durchaus bewusst, wie unsinnig diese Vorstellung war. Ihr Unbehagen hatte einzig und allein mit dem Anruf zu tun, den sie gestern Abend erhalten hatte. Und mit den Geistern, die dadurch ins Haus gewitscht waren. Warum hatte sie überhaupt den Hörer abgenommen? Sie wusste doch, dass Telefonate so spät am Abend sie nur aufwühlten! Und auch wenn dieses hier nur ein paar Minuten gedauert hatte, so hatte es doch ein schwindelerregendes Gedankenkarussell in Gang gesetzt, das Liane die ganze Nacht über nicht stoppen konnte.

Er habe da einen eigenartigen Brief bekommen, hatte ihr Sohn Matthias in irgendwie misstrauischem Ton gesagt. »Ein ziemlich kryptisches Geschreibsel, in dem du als seit 1968 tätige Familienzerstörerin bezeichnet wirst. Ach, was weiß ich, ich werf den Brief bei dir ein, dann kannst du ihn dir selbst ansehen.«

Nachdem Matthias aufgelegt hatte, war Liane mit dem Telefon in der Hand sitzen geblieben. Erst als ihre Füße eiskalt geworden waren, hatte sie sich daran erinnert, dass sie, als der Anruf kam, eigentlich auf dem Weg in die Badewanne gewesen war. *Seit 1968?* Was für eine seltsame Anspielung. So viel Zeit war inzwischen vergangen, so viele Jahre, in denen sie nie mehr an damals gedacht hatte. Doch jetzt hatte ihr ein einziges Telefonat klargemacht, dass nichts vergangen war, dass alles noch irgendwo existierte. Konserviert wie die Büchsenpfirsiche, dieses tote Zeug, das Carl sich während des Studiums immer einverleibt hatte. Aber vielleicht hatte dieser ominöse Brief ja auch gar nichts *damit* zu tun. Sie durfte nicht immer gleich das Schlimmste annehmen. Vielleicht stammte dieser Unfug nur von einem harmlosen Spinner, der den Artikel im *Stern* gelesen hatte. Darin war nämlich auch von ihrer Zeit in der Kommune die Rede gewesen. Solche Anwürfe von Unbekannten hatte sie schon öfter erlebt. Immerhin war sie eine Person des öffentlichen Lebens. Wer kannte sie nicht, *die Familienretterin*, die Super-Granny mit dem großen Herzen, die seit zehn Jahren die Erziehungsprobleme anderer Leute löste. Selbst diejenigen, die ihre Sendung nicht anschauten, wussten zumindest, wer sie war.

Nach dem Telefonat war sie aufgestanden und ins Bad gegangen, um die Temperatur des Badewassers zu prüfen, aber das Wasser war immer noch zu heiß gewesen. Seitdem Matthias ihnen diesen Kollektor aufs Dach hatte montieren lassen, kam das Wasser siedend heiß aus der Leitung, zumindest an sonnigen Tagen. Sie hatte etwas kaltes Wasser dazulaufen lassen und war in die Wanne gestie-

gen, doch die Gedanken an den Brief hatte sie nicht abschütteln können.

Jetzt, als sie sich Stunden später im Bett herumwarf, ärgerte sie sich noch immer darüber, nicht genauer nachgefragt zu haben. Sie hätte Matthias bitten sollen, ihr den Brief vorzulesen. So musste sie bis morgen warten, bis er ihr das Ding in den Briefkasten warf. Was auch mal wieder typisch war. Warum kam er nicht kurz herein, auf eine Tasse Tee oder meinetwegen auch Kaffee? Was hatte sie bitte schön an sich, dass er sie so mied? Andererseits war es ihr in diesem Fall ganz recht, dass er den Brief nur in den Kasten werfen wollte. So konnte sie vermeiden, dass Carl Wind von der Sache bekam. Zuerst einmal musste sie genau wissen, worum es überhaupt ging.

Sie richtete sich auf, knipste die Nachttischlampe an und sah auf die Uhr. Erst drei, dachte sie und arrangierte ihre Kissen um – eins links, eins rechts, eins, auf dem der Kopf zu liegen kam – und löschte wieder das Licht. Mit offenen Augen lag sie da und lauschte dem Rauschen des Windes. Was, wenn dieser Brief nicht nur das Gestammel eines Irren war? Wenn das, was da geschrieben stand, Hand und Fuß hatte? Seit der Titelgeschichte im *Stern* hatte sie so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen wie schon lange nicht mehr. Nicht nur auf sich, sondern auf die ganze Familie. Und damit natürlich auch auf Carl, der ebenfalls auf dem Titelbild zu sehen gewesen war. Sie schloss die Augen und atmete ein und wieder aus, tief in den Bauch. Im Geiste versuchte sie zu rekapitulieren, was genau sie in dem Interview gesagt hatte. Über ihre Ehe als *Partnerschaft auf Augenhöhe* hatte sie gesprochen und über die drei berühmten *Ks* – darüber, wie sie es geschafft hatte, Kinder, Küche und Karriere unter einen Hut zu kriegen. Aber nichts in dem Artikel hätte jemanden dazu veranlassen können, in ihrer Vergangenheit herumzuwühlen. Nein, das Interview war fantastisch, ganz und gar gelungen. Es zeichnete ein sehr persönliches Bild von ihr, ohne allzu privat zu werden. Sie hatte die Interviewerin genau in

die von ihr gewünschte Richtung lenken können und es sogar geschafft, bestimmte Ereignisse elegant zu umschiffen. So war am Ende ein stimmiger Gesamteindruck entstanden, der perfekt zur öffentlichen Komposition ihres Lebens passte.

Liane seufzte. Und musste auf einmal an den Tag denken, als alles angefangen hatte, an jenen Ostermontag 1968. Wobei es für sie ja schon früher begonnen hatte, schon im Winter davor. In dem Moment, als sie ihn das erste Mal sah.

## **Liane, Januar 1968**

Kennengelernt hatte sie Carl Ende der Sechzigerjahre in München, nach ihrer Ausbildung zur Erzieherin. Sie war damals noch ganz neu in der Stadt gewesen, ein Landei. Erst im Sommer war sie endgültig aus Lühe fortgezogen, einem Kaff im Alten Land, und damit dem Dunstkreis ihrer Familie entkommen. An jenem Wintertag machte sie, wie oft in der Mittagspause, einen Spaziergang im Englischen Garten, zusammen mit Mathilde, ihrer einfältigen Kollegin aus dem Kindergarten, mit der sie außer dem Bedürfnis nach frischer Luft und Bewegung kaum etwas gemeinsam hatte.

Der Wind wehte so eisig über die Wiesen, dass auch ihre Kapuzen gegen die Kälte wenig ausrichten konnten, daher beschlossen sie, schon früher als sonst umzukehren und zum Kindergarten zurückzugehen. Sie kamen gerade am Chinesischen Turm vorbei, als Liane ein Pärchen auffiel, offenbar Studenten. Der junge Mann war blond und kräftig und ging, eine Zigarette in der linken Hand, neben einer blonden jungen Frau her, die ein Buch in der Hand hielt und ihn abfragte. Er trug einen braunen Dufflecoat und sie einen wadenlangen Lammfellmantel, und auch wenn die beiden nicht besonders auffällig waren, konnte Liane auf einmal die Augen nicht mehr abwenden. Nicht von ihm jedenfalls, wie er so vor

sich hin qualmte und mit gerunzelter Stirn die Lippen bewegte. Und vielleicht war das schon der Moment, in dem Liane beschloss, dass sie diesen Mann haben musste. Ihr jedenfalls kam es später so vor, auch wenn sie das ihm gegenüber niemals zugegeben hätte. Jedenfalls lag da eine Lässigkeit in seiner Haltung, die Lianes Blick festhielt, ein Ausdruck von Entspanntheit und großer Sicherheit, aber dazu kam auch noch etwas anderes, das Liane nicht hätte benennen können. Jedenfalls verspürte sie den albernen Wunsch, dem Mädchen das Buch aus der Hand zu reißen und selbst den Platz an seiner Seite einzunehmen. Und während die stämmige Mathilde neben ihr weiter vor sich hin plapperte, verrenkte sich Liane den Hals und konnte die Augen nicht von ihm lassen.

Von da an ging sie in jeder Mittagspause in den Park, mit oder ohne Mathilde, und drehte ihre Runden so, dass sie etliche Male am Chinesischen Turm vorbeikam. Und tatsächlich sah sie ihn dann und wann wieder, manchmal alleine, manchmal in Begleitung seiner Freundin, und nachdem sie ihn ein paarmal beobachtet hatte, wusste sie auch, woran er sie erinnerte, mit seinem windzerzausten, etwas zu langen Haar: an einen Seemann.

Wenn das Mädchen dabei war, nahm Liane auch sie genauestens unter die Lupe, blieb ein Stück weit entfernt stehen, lehnte sich an einen Baum und betrachtete sie mit tiefer Abneigung. Sie begutachtete ihre Figur, wie sie sich bewegte und wie sie sprach, und träumte sich an ihre Stelle. Manchmal, besonders wenn noch andere junge Leute dabei waren, ging sie so dicht an ihnen vorbei, dass sie Gesprächsfetzen aufschnappte, fremde Worte wie *Propädeutikum* und *Famulatur*. Zu Hause schlug sie diese Begriffe in Frau Niethammers vierundzwanzigbändigem Brockhaus nach und fand auf die Art heraus, dass er Medizin studierte.

Als er von einem Tag auf den anderen nicht mehr im Park auftauchte, verfiel sie in einen tiefen Groll. Sie verfluchte ihre Feigheit und ihre Unfähigkeit, etwas zu unternehmen, als noch Zeit dazu

gewesen war. Wieso hatte sie nicht die Initiative ergriffen und ihn oder jemand anderen aus seiner Clique angesprochen! Warum hatte sie nicht dafür gesorgt, dass er auf sie aufmerksam wurde! Der Gedanke an das blonde Mädchen störte sie dabei nur am Rande. Fast am meisten ärgerte sie, dass sie sich genau so verhalten hatte, wie ihre Eltern es für richtig gehalten hätten. Ein anständiges Mädchen spricht keinen Jungen an. In ihren Träumen hatte sie schon lange eine ganz andere Vorstellung von sich selbst, aber es wollte ihr einfach nicht gelingen, sich auch entsprechend zu verhalten. Weder bei dem Fremden im Park noch bei ihrer Arbeit mit den Kindern.

Als die Entscheidung anstand, was sie nach der Schule tun sollte, war sie ganz und gar nicht sicher gewesen, ob sie zur Erzieherin taugte. Sie war keine große Kinderfreundin, auch wenn sie mit den Blagen meistens ganz gut zurechtkam. Im Grunde hatten ihre Eltern die Berufswahl für sie getroffen.

»Im Büro ist mit Lianchen ja nichts anzufangen!«, hatte ihre Mutter bei Verwandtentreffen gerne behauptet, auch wenn sie selbst Hausfrau war und nie ein Büro von innen gesehen hatte. Und Lianes Vater unterhielt die Kaffeerunde gerne mit dem humorigen Spruch: »Na ja, Hauptsache, wir haben sie von der Straße!«, was bei Onkel Ernst den immergleichen dümmlichen Lachanfall auslöste.

Liane hasste dieses Gerede und träumte davon, dem reaktionären Dunstkreis ihrer Eltern so bald wie möglich zu entkommen. Insofern war ihr die Ausbildungsstelle beim Hamburger Waldorfindergarten am Ende doch sehr recht gewesen. Ein Gefühl, das sich verfestigt hatte, als ihr klar wurde, was Waldorfpädagogik überhaupt war. Oh, ihre Eltern wären entsetzt gewesen, wenn sie jemals begriffen hätten, was für ein – in ihren Augen – *dumm Tüch* da mit den Kindern veranstaltet wurde. Tatsächlich ging es dort ganz anders zu als in den Kindergärten auf dem Land, und das ge-

fiel Liane genauso gut wie das Leben in der großen Stadt. So war sie letztlich doch halbwegs gerne zur Arbeit gegangen und hätte wohl auch dort weitergemacht, wenn man sie nach der Ausbildung hätte übernehmen wollen, was aber nicht der Fall gewesen war. Dieser Umstand hatte sie schier in den Wahnsinn getrieben, denn auf die Art war sie nach dem Ende der Ausbildung doch wieder zu Hause in Lühe gelandet. Dass sie schließlich ausgerechnet in München, gut achthundert Kilometer von ihrem Heimatort entfernt, eine Stelle gefunden hatte, passte ihr daher bestens. Nur handelte es sich leider um einen städtischen Kindergarten, der noch dazu außerordentlich strikt geführt wurde. Liane merkte bald, dass das strenge Regiment der Leiterin ihren Widerspruchsgeist weckte, aber sie fand keinen Weg, etwas dagegen zu tun. Frau Wiegand und auch die meisten anderen Erzieherinnen waren dermaßen fortschrittsfeindlich, dass einem Hören und Sehen verging. Mittags mussten die Kinder zwei Stunden ruhen, und wenn sie auch nur einen winzigen Muckser taten, mussten sie pro gesprochenem Wort fünf Minuten *nachschlafen*. Wenn ein Kind zu laut sprach, wurde es zum *Strafsitzen* raus auf den Gang geschickt, wo es dann stocksteif dahocken und den Finger vor die Lippen halten musste. Woher das alles kam, war Liane klar: Die Wiegand hatte natürlich die Indoktrination in der Nazizeit schon mit der Muttermilch aufgesogen. Und auch Lianes Kollegin Elfriede, die in ihrer Jugend Jungmädelscharführerin gewesen war, ließ sich nicht davon überzeugen, den Kindern mehr zuzutrauen und sie einfach mal machen zu lassen, ohne gleich einzugreifen. Diese Haltung erstickte jedes bisschen Eigenständigkeit im Keim und zwängte die Kinder schon früh in ein Gedankenkorsett, aus dem sie sich womöglich zeit ihres Lebens nicht mehr befreien würden. Im Hamburger Waldorffkindergarten dagegen schnitzten sich schon die Kleinsten Stöcke und bearbeiteten Bretter mit Sägen!

An manchen Tagen spürte Liane diese engen Grenzen auch um

sich selbst, wie eine Schraubzwinge. Sie fragte sich, ob ihr Berufsleben wohl bis zur Rente in solch tief gespurten Bahnen verlaufen würde, und beneidete den blonden Studenten und seine Freunde glühend um die Aura von Freiheit, die sie umgab.

### **Annamaria, Montag, 3. Februar 1986**

Es ist jeden Morgen dasselbe. Wenn um drei Uhr der Wecker klingelt, würde Annamaria alles darum geben, weiterschlafen zu dürfen, besonders jetzt, wo sie schwanger ist. Aber es hilft ja alles nichts. Sie tastet nach dem Zwieback, den sie auf dem Nachttisch deponiert hat. Schnell was futtern, bevor die Morgenübelkeit sich anpirscht.

Sie mümmelt den Zwieback und denkt darüber nach, wann sie es ihm sagen wird. Ein bisschen Bammel hat sie schon. Aber dann erinnert sie sich wieder daran, dass er einmal zu ihr gesagt hat, wie sehr er sich Kinder wünscht und dass Sabine ihm diesen Wunsch nie erfüllen wird. Weil sie total auf sich und ihre Karriere fixiert ist. Das hat er wortwörtlich gesagt, und schon damals hat sie gedacht, dass irgendwann einmal *sie* diejenige sein wird, die diesen Traum für ihn wahr macht.

Natürlich ist der Zeitpunkt denkbar ungünstig. Noch ist der Markus ja ihr Lehrer, aber Gott sei Dank stehen die ersten Abiturprüfungen schon für Mitte März an, und mit ein bisschen Glück muss sie gar nicht mehr ins Mündliche. Und mit der Fahrschule ist sie auch schon so weit, dass sie sich bald zur Prüfung anmelden kann. Auch wenn sie den Führerschein natürlich erst im Juli bekommt, zu ihrem achtzehnten Geburtstag. Jedenfalls müsste alles gerade so zu schaffen sein bis zum 24. Juni. Das ist der Tag, den der Arzt ihr als Geburtstermin genannt hat. Das Zeugnis würde sie sich dann eben zuschicken lassen. Aber wie auch immer es ausgeht,



ob sie nun ins Mündliche muss oder nicht: Sie hat im Leben schon ganz andere Hürden genommen. Als ehemaliges Heimkind haut sie so schnell nichts um.

Sie schlägt die Decke zurück und bleibt einen Moment lang auf der Bettkante sitzen. Die Morgenübelkeit scheint sie jedenfalls mal wieder überlistet zu haben. Und diese mürbe Schwäche, die die Schwangerschaft mit sich bringt, wird auch noch nachlassen. Das hat zumindest der Arzt gesagt.

Als sie später durch die stillen Straßen geht, friert sie und fühlt sich matt, aber wie immer versucht sie, sich in die gemeinsame Zukunft mit dem Markus hineinzuträumen. Wenn sie erst mit ihm zusammenlebt, wird alles gut sein.

Doch heute wollen die Bilder nicht recht kommen, was vielleicht am Wetter liegt, eisiger Wind und Regen, eine Kombination, die nicht zum Träumen einlädt, zumindest nicht, wenn man morgens um vier Zeitungen austrägt.

Allein zum Abholen der Zeitungen braucht sie heute eine gute Viertelstunde. Weil sie nicht mit dem Rad fahren kann, der alte Göppel hat mal wieder einen Platten. So muss sie die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen. Seit sie den Bahnhof dichtgemacht haben, muss sie ja bis zum Senn-Bäck, weil die Zeitungen jetzt immer dort angeliefert werden. Ein Gutes hat die Sache aber: So kommt sie jeden Morgen am Haus vom Markus vorbei, und das ist wunderbar. Denn dann fühlt Annamaria sich ihm so nahe. Ein prickelndes Gefühl, unter seinem Schlafzimmerfenster entlangzugehen, sich ihn vorzustellen, wie er dort liegt und schläft. Sein ruhiger Atem, die Wärme seiner nackten Haut. Weniger prickelnd ist die Vorstellung, dass die Sabine neben ihm liegt. Aber das ist nur noch eine Frage der Zeit. Bis er es ihr sagt. Dass er ausziehen wird.

Auf dem Rückweg kommt der schönste Teil ihrer Runde, der Abstecher zum Haus der Glücklichen Familie. Meist bleibt sie, nachdem sie sich den Berg hochgekämpft und die beiden Zeitun-

gen in die Röhre gesteckt hat, noch einen Augenblick lang stehen. Der Hellsternhof, so heißt das alte Fachwerkhäus, nach dem Märchen vom Hellsternmännle, liegt ein ganzes Stück oberhalb des Ortes. Es ist der einzige Haushalt, der nicht den *Alb-Boten* bekommt. Niemand sonst in Rosenau liest die *Frankfurter Allgemeine* und die *NZZ*. Der Mann ist Arzt an der Reutlinger Klinik, das weiß Annamaria schon länger. Und dass das Haus vor Kindern nur so wimmelt. Fünfe sollen es sein! Dabei ist die Frau trotzdem nicht nur Hausfrau. Sie heißt Liane van der Berg, ist Psychologin oder Psychiaterin – wo der Unterschied liegt, begreift Annamaria nicht so ganz – und soll ziemlich bekannt sein, hat die Oma von der Hedi gesagt. Und dass sie Bücher schreibt, über Kinder und Erziehung, und die Oma von der Hedi muss es ja wohl wissen, denn sie weiß alles über jeden im Ort. Was diese Kinder für ein Glück haben, in so einer Umgebung groß werden zu dürfen, denkt Annamaria wie jeden Morgen. Der alte Bauerngarten, das weiß sie aus helleren Tagen, ist wie ein Abenteuerspielplatz, sogar ein Baumhaus mit einer Schaukel drunter gibt es, auch ein Trampolin und eine Wippe. Und obwohl das Haus so weit abseits liegt und alles in Winterdunkel getaucht ist, hat Annamaria keine Angst. Denn sie weiß ja, dass dort, hinter diesen Fenstern, die Glückliche Familie schläft. Genau so eine Familie wird sie auch bald haben, weiß Annamaria, und ein Glücksgefühl durchströmt ihren Körper, so intensiv und stark, dass es fast nicht zum Aushalten ist. Benommen von diesem Gedanken an ihre eigene Zukunft atmet sie tief ein und wieder aus und macht sich dann auf den Rückweg. Was ist der frühe Morgen doch für eine friedliche Zeit, denkt sie. Vielleicht liegt es daran, dass die Gedanken der Menschen noch nicht in der Welt sind, dass alles ruht, auch das Böse.

Wenn sie nachts nach dem Babysitten nach Hause geht, ist es anders. Die Stille wirkt dann bedrohlicher, voll unterdrückter Triebe. Vielleicht weil sie auf dem Heimweg immer am Goldenen Ochsen

vorbeikommt, und wenn sie Pech hat, trifft sie ein paar stramme Stammtischler, die wie sie auf dem Nachhauseweg sind, zum Beispiel den Cornelius und seine Kumpels. Dann kann sie sich immer diese zotigen Sprüche anhören, das mag sie gar nicht. Und jetzt, in der Fasnacht, wird es noch viel ärger.

Als Annamaria bald darauf die Haustür des alten Bahnwärterhäusles aufschließt, bleibt sie kurz stehen und lauscht. Nichts zu hören aus Sibylles Schlafzimmer. Im Gegensatz zu letzter Nacht, als ihre Pflegemutter mit diesem Typen hereingetorkelt kam und die beiden einen Heidenlärm veranstaltet haben. Wahrscheinlich hat die Sibylle ihm nicht erzählt, dass sie nicht allein im Häusle sind. Jedenfalls hat Annamaria zur Sicherheit ihre Zimmertür abgeschlossen und auch noch die Kommode davorgeschieben, um keine beschissene Überraschung zu erleben. Und dann hat sie sich noch Watte in die Ohren gesteckt. Aber das hat nicht viel genützt, das fürchterliche Knarren des Lattenrosts war trotzdem noch zu hören. Noch ein paar Monate, denkt Annamaria, dann bin ich hier weg.

Sie schleicht in die Küche, schließt die Tür hinter sich und bückt sich, langt hinter den Schrank und zieht ihren Geheimvorrat Kaffee heraus. Wenn sie ihn nicht versteckt, säuft Sibylle ihn nämlich weg. Obwohl Annamaria ihn von ihrem eigenen Geld gekauft hat. Und natürlich kauft Sibylle auch keinen neuen, weil sie alles, was sie hat, in Gin umsetzt. Von Gin bekäme man keine Fahne, hat ihr jemand mal erzählt.

Annamaria dagegen spart jeden Pfennig. 1780 DM hat sie schon zusammen. Sie ist erst siebzehn, fühlt sich aber manchmal ganz schön alt. Jedenfalls älter als ihre Pflegemutter. Denn seitdem Sibylle der Mann weggelaufen ist, ist es bei ihnen umgekehrt: Nicht die Pflegemutter kümmert sich um Annamaria, sondern Annamaria um die Pflegemutter. Eigentlich müsste *sie* die Kohle vom Jugendamt bekommen, nicht Sybille. Aber sie will sich gar nicht be-

klagen. Denn selbst eine saufende Sybille ist tausendmal besser als das, was Annamaria vorher erlebt hat, in diesem Heim. Das war die schlimmste Zeit in ihrem Leben, und wenn sie auch nur kurz daran zurückdenkt, fängt ihr Herz sofort zu rasen an, so doll, dass sie das Klopfen bis in ihre Kehle spürt.

Annamaria setzt Wasser auf und schaufelt Kaffeepulver in den Filter, stellt sich ans Fenster und schaut hinaus. Sie ist jetzt wieder müde. Dabei fängt der Tag doch gerade erst an. Das rote Signal am Bahnübergang taucht alles in ein komisches Licht, blutig irgendwie. Annamaria sieht die Bäume hin- und herschwanken und beobachtet, wie der Winterwind an der Dachpappe des Schrebergartenhäuschens auf der anderen Seite der Schienen zerrt, mit aller Kraft, so als wollte er das Dach abdecken. Letzte Nacht, als das Gerammel im Schlafzimmer lauter wurde, hat Annamaria mit dem Gedanken gespielt, sich für eine Weile in dem Häuschen einzunisten. Dort, hat sie überlegt, hätte sie wenigstens ihre Ruhe und könnte auch gleich ein bisschen vom Markus träumen. Wie sie dort zusammen gewesen sind, im Sommer. Doch als sie jetzt sieht, wie der Wind an dem Dach reißt, ist sie froh, es nicht getan zu haben.

Da hört sie ein Geräusch im Gang. Scheiße, denkt sie, löscht das Licht und duckt sich unter den Tisch. Schritte steuern auf die Küche zu, die Küchentür geht auf. Einen Augenblick lang ist es still. Annamaria hält den Atem an. Dann, Gott sei Dank, wird die Tür wieder geschlossen und die Schritte entfernen sich. Wahrscheinlich Sibylles Saukumpan, der das Häfele sucht. Sie wartet noch eine Weile unterm Tisch, bis die Schritte im Bad münden. Glück gehabt, denkt sie. So früh am Morgen hätte sie wirklich keine Lust gehabt, sich das Gehänge von irgendeinem Typen anzusehen, noch vor dem ersten Schluck Kaffee.

Annamaria macht wieder Licht, brüht sich den Kaffee auf und schleicht zurück in ihr Zimmer. Schiebt die Kommode wieder vor